

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 195.

Montag, 23. August

1926.

Das Sechstagerrennen.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

5. Kapitel.

Der Besuch der Europameisterschaft ließ eigentlich zu wünschen übrig. Die große Bahn im Freien, die von hoher Tribüne und Stehplätzen eng umsäumt war, mochte nur gut zu zwei Dritteln gefüllt sein, ein solches Ereignis hätte aber wirklich ein volles Haus verdient gehabt. Herr Robijus, der Bundespräsident des holländischen Verbandes, war nicht gerade in rosigter Laune, denn man wollte, trotzdem man den Sport um seiner selbst willen betrieb, nicht gerade mit einem Minus abschneiden.

Dagegen waren die Rennfahrer in bester Stimmung. Das Wetter war herrlich, richtiges Rekordwetter hatte der Himmel beschert, nicht zu heiß, nicht zu kühl, etwas bewölkt, aber nicht bedeckt. Auch das anwesende Publikum befand sich in bester Verfassung und blickte mit gespannter Erwartung auf die Bahn, wo die ersten Vorbereitungen getroffen wurden. Gut ein Drittel waren Ausländer. Viele Belgier und Franzosen, ein paar Schweizer, dann ein ganzes Rudel Deutsche, die aus Düsseldorf, Köln, München-Gladbach, Krefeld, Aachen und anderen Orten des Rheinlandes herbeigeströmt waren. Natürlich hatte jeder sein Fähnchen mitgebracht, und so sah man an den großen Masten eine ganze Reihe von europäischen Landesfarben. Vermißt wurden England und Spanien, die keine Vertreter geschickt hatten.

Das einleitende Tandemfahren konnte kein großes Interesse erwecken, da hier keine großen Kanonen mitfuhren, doch beklatschte man die Sieger recht kräftig in Anbetracht der Genüsse, die noch bevorstanden. Die Meisterschaft der kurzen Strecke ging wie üblich über einen Kilometer, also über zweieinhalb Bahnlängen, da die Bahn 400 Meter maß. Von den startenden Nationen galten Holländer, Belgier und die Deutschen als Favoriten, doch war die engere Wahl unter diesen drei sehr schwer. Am Tage vorher hatten die Vorläufe stattgefunden, bei denen Harling, wie Harlinghausen der Kürze halber genannt wurde, von dem vorjährigen Weltmeister Pie, einem Holländer, ganz knapp geschlagen worden war, doch hatten sich Milch und Wege durch leichte Siege über ihre Gegner für die Zwischenläufe qualifiziert.

Harling hatte also noch Zeit, denn er sollte im 25-Kilometer-Rennen starten. Aber er befand sich in schlechtester Stimmung. Gerade die kurze Strecke, dachte er, liegt mir so sehr, und da muß ich das Best haben, gleich abgehängt zu werden und muß tatenlos zusehen, wie sich vielleicht einer meiner Kameraden einen Sieg holt. Doch Groth dachte anders darüber. Er hatte schon bei den Trainingsfahrten und bei anderen Gelegenheiten in Deutschland erkannt, daß Harling sich auf einem ganz falschen Weg befand. Dieser Mann war kein ausgesprochener Flieger, sondern ein Phänomen über lange Strecken, die ihm viel leichter fielen, von denen er nur abgekommen war, weil sich sein Freund Zander auf die längeren Strecken verlegt hatte. Ihm war es ganz recht, daß Harling verloren hatte und nun seine Kräfte schonen konnte. Wenn Deutschland überhaupt ein Sieg blühte, dann nur durch Harling in der

langen Strecke. Die Kilometermeisterschaft wurde von den alten Routiniern so gut gefahren, daß neue Leute sich nicht mit Erfolg durchsetzen konnten, selbst wenn sie besser waren.

„Kommen Sie“, sagte Groth, „wir können jetzt nichts mehr tun, müssen die beiden ihrem Schicksal überlassen. Kann sein, daß sie gewinnen, möglich, daß sie verlieren. Wir wollen inzwischen eine Tasse Kaffee trinken.“

Sie sprachen über dieses und jenes. Groth, der einen ganz bestimmten Plan verfolgte, sondierte langsam.

„Was wollen Sie mal werden, Harling?“ fragte er möglichst harmlos.

Der lachte bitter.

„Wenn ich das wüßte! Ich finde nichts, habe schon allerhand versucht, bin aber zu nichts Ordentlichem geschaffen. Wenn ich Geld hätte, könnte ich was unternehmen, könnte ein Geschäft gründen oder ein Gut kaufen. Aber so? — — — Für Stubenarbeit bin ich nicht geschaffen.“

Groth überlegte. Ihm lag nichts daran, dem anderen zu einer Existenz zu verhelfen, aber Geld verdienen wollte er mit ihm, wollte ihn ins Lager der Berufsfahrer herüberziehen und dann ihn managen. Denn erstens hatte er schon Verträge mit einigen Ausländern in der Tasche, zweitens war sein eigener Übertritt in den Berufsfahrerverband beschlossene Sache, und drittens ließ sich mit dem Jungen etwas anfangen.

„Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Sie könnten ein Fahrradgeschäft eröffnen — — —“

Aber Harling winkte ab. So etwas lag ihm nicht. Ein Geschäft —? Ja! Aber ausgerechnet Fahrräder? Nein! Er dachte an etwas Eleganteres. Ihm schwebte eine Generalvertretung für Automobile vor, mit einem fabelhaften Ausstellungsraum Unter den Linden, er selbst im Cutaway die zahlreichen Kunden bedienend. Unklare Ideen eines jungen Mannes ohne Lebenserfahrung.

Karl bemerkte, daß ein Herr sie beobachtete.

„Wer ist der lange Kerl da drüben mit der geschmacklos karierten Weste?“ fragte er plötzlich. Groth tat, als habe er den Herrn noch nicht bemerkt.

„Wo? Ah, da hinten? Am Büfett? Den kennen Sie nicht? Aber das ist doch Beno Leath.“

„Der berühmte Rennfahrer?“

„Natürlich, wer sonst?“

„Was Sie sagen! Nein, so was.“

Karl mußte laut lachen.

„Der steht aber auf Bildern ganz anders aus!“

„Natürlich, Bilder schmeicheln. Er schaut etwas knorrig und unfreundlich drein, ist aber ein Gentleman und ein großer Fahrer vor dem Herrn.“

Allerdings: Beno Leath, seit fünf Jahren unbestritten der beste Sechstagesfahrer der Welt, war nicht das, was man gemeinhin eine Schönheit zu nennen pflegt. Zuerst war er reichlich groß geraten, so daß sich sein Rücken auf dem Rad wie ein Fiedelbogen krümmte. Und diesen gekrümmten Rücken behielt er der Einfachheit halber im Privatleben gleich bei. Sein Gesicht war durchfurcht, sehr lang und durch eine entsetzlich große Nase fast ent-

stellt, die Hände groß und krebsrot, die Füße noch größer. Dazu hatte er noch die Angewohnheit, sich möglichst auffallend zu kleiden. Blaues Jackett, graue Hose, rote Weste, gelbe Schuhe und dazu ein schwarzer, steifer Hut war nichts Besonderes für Beno Leath. Aber als Rennfahrer war er unerreicht. Er stammte aus Australien, fuhr in Melbourne und Sydney seine ersten Rennen, siedelte später nach U. S. A. über und erregte Aufsehen dadurch, daß er zusammen mit Farsander in einem Winter von 20 Mannschaftsrennen 19 gewann. Lange Zeit hatte er auch mit diesem zusammen das Sechstagerennen bestritten, bis Farsander, der zehn Jahre älter war, sich vom aktiven Rennsport zurückzog. Seit drei Jahren suchte Leath, der mittlerweile auch 35 Jahre geworden war, einen jungen Partner, fand aber nichts Zusagen und fuhr nun bei jedem Rennen mit einem anderen. Allerdings genügte seine Klasse allein schon stets für einen der ersten Plätze oder den Sieg, aber wie er früher Farsander gestützt hatte, so wollte er sich, sobald sein Können nachließ, auch auf einen jüngeren Fahrer, den er hochbrachte, stützen können.

Groth, der das Management für Leath in Deutschland übernommen hatte, riet zu Harling. Der merkte das natürlich nicht.

„Was macht er denn in Amsterdam?“ fragte er harmlos.

„Wahrscheinlich will er Amateur werden“, lachte Groth heraus.

Und sie lachten beide sehr über den Wit.

„Aber im Ernst“, sagte Groth, „er will mit Randolph abschließen, ist auf der Durchreise nach Berlin. Ich weiß Bescheid, bin selbst etwas mit beteiligt, heißt: ich suche zu vermitteln.“

„Wieso? Ich denke, Sie machen keine Geschäfte mit Berufsfahrern? Als Amateur?“

„Sie verstehen falsch (mein Gott, ist dieser Harling ein Rindvieh oder ein Dummkopf, dachte Groth), natürlich nicht für Geld. Wo werde ich denn? Aber so, man spricht mit dem einen, redet mit dem andern, sucht Gegensätze zu überbrücken. Schließlich ist es für Deutschland doch nur ein Gewinn, wenn ein Mann wie Leath bei uns startet.“

„Da haben Sie recht.“

„Na, sehen Sie. Und so arbeitet man für den Sport, aus reinem Idealismus oft, ohne einen Pfennig zu verdienen.“

Groth war froh, als sie von diesem Thema wieder abkamen.

Er hätte sich ohrfeigen können, es überhaupt angesehnen zu haben. Was brauchten die andern vor der Zeit zu wissen, daß er den Vermittler spielte und für Randolph, den Direktor der Berliner Sporthalle, einige ausländische Paare zusammentrommelte? Natürlich gegen entsprechende Provision von beiden Seiten. Oder dachten diese harmlosen Leute alle, daß er von der Luft leben könne?

Draußen erhob sich ein großes Geschrei.

Der dritte Zwischenlauf war beendet und von dem Belgier Ryser knapp vor Monnet-Frankreich und Wege gewonnen worden, der seinerseits die beiden anderen Gegner sicher halten konnte. Den vierten Zwischenlauf sah sich Karl an.

Milch startete hier und mußte eigentlich gewinnen, aber der gute Junge war so aufgeregt, daß er viel zu früh zum Spurt ansetzte. Schon am Schluß der ersten Runde zog er los. Die andern ließen ihn ziehen und wollten ihn in der letzten Runde überspurten. Aber der zähe Deutsche hatte bereits einen Vorsprung von dreißig Meter und fuhr weiter mit derartiger Willenskraft, daß die anderen bis ins Ziel auf Radlänge an ihn herankamen, ihn aber nicht mehr schlagen konnten. Der Beifall war stark und herzlich, obwohl zwei Holländer geschlagen hinter dem Sieger endeten.

„Milch ist verrückt“, sagte Groth. „Glaubt er etwa, den Endlauf gewinnen zu können?“

Sie gingen in die Umkleideräume. Wege war ganz geknickt, aber Karl tröstete ihn. Was war dabei? Auf fremder Bahn im fremden Land gewinnen, war nicht leicht. Milch wollte er Mut machen für den Endlauf,

aber das war nicht nötig, er hatte ihn schon. Nachher so leicht den Zwischenlauf an sich gebracht, glaubte den Sieg sicher zu haben. Groth schimpfte und erinnerte daran, daß die schweren Gegner sich erst im Endlauf finden würden.

„Unsinn“, rief Milch. „Sie haben mir auch gesagt, die Bahn sei schwer. Die Bahn ist kinderleicht. Nehme ich auf einen Arm!“

Der Endlauf gab ihm unrecht.

Gegen ihn traten an: Ryser-Belgien sowie van der Berghe-Holland und Mairac-Belgien, die Sieger aus den beiden ersten Zwischenläufen. Letzterer führte in der ersten Runde, die recht sorgfältig gefahren wurde und nur Positionskämpfen Platz machte, dann stieg Ryser vor, gewann ein paar Meter, doch Milch führte die anderen wieder heran, legte ein irrsinniges Tempo vor, ließ eine Runde lang niemand vorbeischießen und setzte zum Endspurt an.

Groth rang die Hände.

„Wie ein Seichling“, sagte er.

Selbstredend konnte Milch derartigen Gegnern gegenüber seine führende Position nicht behaupten, und als van der Berghe im Einlauf ernstlich angriff, war er ihm nicht mehr gewachsen, so daß er froh sein mußte, die anderen beiden halten zu können.

Das Publikum tobte natürlich und verlangte auch von dem Zweiten eine Ehrenrunde. Van der Berghe, der stürmisch gefeiert wurde, behielt die Schleife und hängte Emil Milch den Kranz um die Schulter.

(Fortsetzung folgt.)

Nikko, die Perle Japans.

Von Max Kendenbach.

Nikko mi nai uchi, wa tekko to iu na. Ehe du Nikko gesehen, darfst du nicht „arrogant“ sagen, spricht der Japaner mit derselben stolzen Überzeugung wie der Neapolitaner sein: Bedi Napoli e poi muori. Freilich alles, was Natur und Kunst in Japan beitragen konnte, um ein irdisches Paradies zu schaffen, ist Nikko zuteil geworden, dieser Totenstadt der Shogune aus dem Hause Tokugawa, welche über 250 Jahre, bis zu der 1868 erfolgten Wiederherstellung der Mikado-Regierung, die Geschichte des fernen Inselreiches lenkten.

Im Schutze eines geheimnisvollen, immergrünen Waldes liegt es weltabgeschieden zwischen rauschenden Wasserfällen, im Schatten uralter Cedern, mitten im romantischen japanischen Hochland. Eine ganze Reihe märchenhafter Tempel in Bronze und Lack, gekrönt von hohen, überstehenden Dächern, die mit ihren bunten Dachziegeln und in reicher Vergoldung strotzenden Ornamenten plötzlich vor den Augen des sprachlos überraschten Wanderers auftauchen. Dazu die üppige Vegetation in der feuchten, warmen Luft, wo außer den mit Felsen belegten Wegen und Höfen jedes Fleckchen Erde von treibhausartig wuchernden Farne, Farne und zarten Moosen bedeckt ist. Zwergbambus und andere immergrüne Gewächse stehen im Schutze der tausendjährigen Kryptomerien (Cedern), die, von mächtigen Schlingpflanzen umwunden, in ihrer außergewöhnlichen Größe mit Mammutbäumen wetteifern können. Für sie scheint es keine Grenze im Wachstum und Alter zu geben, während unsere Nadelbäume mit hundert Jahren keinerlei Zunahme mehr erkennen lassen. Im Innern der Tempel eine unsagbare Pracht sagenhaft schöner Kultusgegenstände in Goldbronze, Porzellan, Ladarbeiten und vornehmer Seidenstickerei. Solche Schätze konnten nicht von einer Generation zusammengebracht werden. Dazu waren Jahrhunderte erforderlich und gehörten die schier unermesslichen Mittel der Tokugawa-Shogune, die als Beschützer des Buddhismus Nikko besonders begünstigten. Hier hatten sich schon im 8. Jahrhundert Jünger Buddhas niedergelassen und bald darauf Klöster gegründet, deren Entstehung mit zahlreichen Legenden verknüpft ist. Die weltliche Macht Japans ging seit dem 12. Jahrhundert immer mehr in die Hände der Shogune (Reichsverweser) über, während der Mikado als „Sohn der Sonne“ immer mehr von Staatsgeschäften ferngehalten wurde. Er residierte mit einem beschränkten Hofstaat in Kioto und verließ als heilige Person seinen Palast nie.

Um das begehrteste Amt des Shogun zu sitzen, mußte der Lehnsherrn öfter, bis im Jahre 1600 Iyeyasu mit Hilfe der Buddhisten die Gewalt an sich riß und in seiner Familie erblich machte. Er schloß nach Vertreibung der letzten Christen das Land gegen das gesamte Ausland vollständig

ch und wählte Jeddo, das heutige Tokio, zur Residenz. Vor seinem 1616 erfolgten Tode bestimmte er Nikko zu seiner letzten Ruhestätte. Hier wurde er mit einer vorher im Lande nie gesehenen Pracht beigesetzt, in dem noch heute bestehenden Mausoleum. Der Mitado als der „Vertreter des Himmels auf Erden“ sprach ihn und seine Ruhestätte heilig und ordnete an, daß der Hohe Priester in Nikko stets ein Mitglied der Mitadofamilie sein müsse. Die Verordnung blieb bis zum Jahre 1868 in Kraft. Der letzte kaiserliche Oberpriester war Prinz Kiba, der nach dem Sturz des Shogunats das Priestergewand mit der Uniform vertauschte und später seine militärische Ausbildung in Berlin erhielt.

Schon die Landstraße nach Nikko ist einzigartig in der Welt: eine über 10 Kilometer lange, 500 Jahre alte, lüdenlose Kryptomerienallee, deren einzelne Bäume durch ihre Riesengröße überraschen. Dichter ist es zwischen dem dichten Geäst, das auf den Außenseiten bis auf wenige Meter über den Boden herabhängt. Die Fortsetzung dieses ehrwürdigen lebenden Säulenganges, an dessen Ende auch der bescheidene Bahnhof liegt, ist die einzige Straße des ruhigen Städtchens. Seine Bewohner leben als Gastwirte, Krämer und Handwerker nur von den zahlreichen Pilgern und Berganwanderern. Kein Wunder, wenn sie nach Eintreffen eines jeden Zuges vor die Schwelle ihres Hauses treten und die Ankömmlinge still, aber sehr kritisch auf eine zu erhoffende Verdienstmöglichkeit prüfen. Eine Aufmerksamkeit, die wohl berechtigt und vernünftiger ist als die Neugierde, mit welcher andern Orts Leute hinter Gardinen und Blumentöpfen sitzen und alle Passanten peinlichst überwachen. Auch zwei luxuriöse Hotels für Ausländer sind am Platz.

In der Nähe der letzteren bildet die „Heilige Brücke“ den Zugang zu dem am anderen Ufer des schäumenden Gebirgsflusses sich hinziehenden Tempelgeländes. Es ist ein flacher Bogen aus Cedernholz, das zum Schutze gegen die Witterung mit einer scharlachroten Lackmasse überzogen ist. Nach dem Brauch der japanischen Urreligion ruht er auf Granitpfählen in Form der Toribalken und ist für den profanen Verkehr, der sich über eine zweite Brücke bewegt, geschlossen. Nur bei feierlichen Prozessionen und dem Besuch von Mitadefürsten der Kaiserfamilie ist sie geöffnet.

Von der Brücke führt ein breiter, gemauerter Weg, der von vielen Stufen unterbrochen ist, an kleinen Pagoden, Denkmälern und Steinlaternen vorbei bis zu einem etwa 8 Meter hohen Torii, aus meterhohen Granitpfählen, einem jener charakteristischen Tore in doppelter Galgenform, die in geringer Entfernung vor jedem Schintotempel stehen, zum Zeichen, daß der Fuß des Wanderers hier geheiligten Boden betritt. Hinter demselben liegt der Vorplatz des Tempelgrundes, und was sich nun dem Auge bietet, übertrifft die kühnsten Erwartungen des Kunst- und Naturfreundes sogar in Japan. Eine ganze Tempelstadt, im tiefsten Schmelzen liegend, nach einem einzig dastehenden Plane in die Wald-einsamkeit gebaut. Nicht weniger als fünf große Höfe, umgeben von den prächtigsten Tempelbauten, hohen Pagoden sowie Denkmälern in Form von Tierfiguren und Laternen, heben sich überall in leuchtenden Farben, glänzender Vergoldung oder satter Patina von dem dunklen Hintergrunde der Nadelbäume und dem frischen Laubwerk verschiedenfarbiger Sträucher ab. Hier ist es nicht wie in China und den Ländern des Islam, wo man die kollektiven Bauten sich selbst, d. h. dem Verfall überläßt. Der Japaner besitzt neben seiner großen Vorliebe für das Alte und die ruhmreiche Vergangenheit seines Volkes einen peinlichen Ordnungssinn, und ist deshalb bedacht, die ererbten, unerlebbaren Kostbarkeiten auch unausgemälert seinen Kindern und Enkelkindern zu erhalten. Er weiß sehr wohl, daß ein moderner Staat mit seiner großen Beanspruchung kaum mehr in der Lage ist, solche Wunderwerke zu errichten. Auf den mit Fliesen oder feinem Stein Schlag belegten Wegen und Höfen seiner Heiligtümer duldet er kein Unkraut oder Schmutz. Wo die Witterung den Lackbezug der Holzteile angegriffen oder des Glanzes beraubt hat, wird er sofort erneuert. Es handelt sich hierbei keineswegs um einen Neuanstrich, nein, die fein polierten Stübe werden mit einem kreideartigen Überzug versehen, dieser bis auf Papierstärke geschliffen und gefärbt und dann erst mit dem kostbaren Produkt überzogen, das er aus dem Saft des Lackbaumes bereitet. Ersatzstoffe kommen kaum zur Verwendung, wie bei den billigen Massenartikeln, mit denen er Europa überschwemmt.

Gleich hinter dem erwähnten Torii befindet sich im Vorhof eine etwa 30 Meter hohe Pagode in leuchtendem Rotlila. In langer Reihe sehen wir 118 hohe Bronzelaternen, alte, vornehme Arbeit, die dem Andenken Iwajasu geweiht sind. Breite Steintrufen führen zum Niomon, dem „Tore der Könige“, bewacht von vergoldeten Tigern und Löwen; ein würdiger Eingang zu der überwältigenden Schönheit des nächsten Hofes. Doch wer kann all die Herrlichkeiten, die nun folgen, nur annähernd beschreiben, ohne ein genauer

Kenner dieser hochentwickelten eigenartigen Kunst zu sein. Auch die besten Bilder sind nicht in der Lage, die feinen Abtönungen wiederzugeben, die in hellem Sonnenlicht den Gesamteindruck so überwältigend gestalten. Gold und Bronze kommen in solcher Menge zur Verwendung, als wären diese Metalle früher ohne Wert gewesen. Mit dem Empfinden, den Höhepunkt des Schönen erreicht zu haben, lenkt der aufmerksame Wanderer seine Schritte weiter, gewahrt aber schon in dem nächsten, auf hohen Stufen zu ersteigenden Hofe, neue, in Erstaunen lebende Bilder. Überall entspringen frische Quellen dem vulkanischen Boden, deren klares Wasser in zierlichen Kaskaden sanft murmelnd nach dem nächsten Tempelhof eilt, um hier in stilgeformten Becken das Weihwasser abzugeben für die der Gottheit nahenden Pilger. Diese Weihbecken sowie Fliesen und Steinbelag der Wege sind in verschieden gefärbten Steinen ausgeführt, um jede Eintönigkeit zu vermeiden. Ebene Mauerflächen sind nirgends anzutreffen. Ganze Gruppen zierlicher Vögel, Löwen und Tiger, Blätterranken und Lotosblumen sind in erhabener oder durchbrochener Arbeit aus dem harten Gestein geschnitten, ohne im entferntesten den Eindruck des Überladenen zu erwecken. Tempel und Durchgangstore in Nikko führen deutlich vor Augen, wie der Buddhismus in Japan verstanden hat, sich sogar in seiner äußeren Form dem Volksempfinden anzupassen. Aus diesem Grunde herrscht schon seit Jahrhunderten das größte Einvernehmen zwischen beiden Bekenntnissen des Landes.

Wenngleich alle Bauten in Nikko in einem einheitlichen Stil ausgeführt sind, herrscht doch in den Einzelheiten die größte Abwechslung, die der dekorativen Entfaltung der buddhistischen Bauform zu verdanken ist. Alle Gebäude sind von kräftigen, mehrfach geschweiften Dächern gekrönt. Die oft in China so ins Auge fallenden hohen Dachreiter mit ihren Drachen, Löwen und Kobolden sind, wie meist in Japan, auch hier nicht zu sehen. Die Dächer, vorherrschend in tiefem Graublau gehalten, zeigen dagegen an allen Einbuchtungen in vornehm einfacher Weise schwervergoldete Bronzefrieze und an den zahlreichen Ecken ebensolche Ornamente. Die Erbauer wollten offenbar das Auge des Beobachters nicht allzu sehr von der reichen Gliederung der Fassade ablenken. Das Erdgeschoss, aus einfachen Holz- oder Steinsäulen bestehend, stets mit farbenprächtigem Lack überzogen, erweckt den Eindruck, als sollte es von dem schweren Überbau erdrückt werden. Die Zwischenfelder, so weit sie nicht als Tore offen bleiben, sind durch abwechslungsreich geschnittene Füllungen oder ähnlich ausgebildete Fenster geschlossen. Diese besitzen sodann leichte Rolläden aus Bambus und schwere Brotatvorhänge mit Stickerieen. Wie sie nur japanischer Geschmack herzustellen vermag. Ein reich geschnitzter Fries schließt das Erdgeschoss ab und trägt mit ausladenden Tierfiguren einen Balkon, von dessen Brüstung ein jedes Stück ein Meisterwerk der Bildhauerkunst darstellt. Das Obergeschoss zeigt in ausgiebigster Fülle die vielerlei Figuren, welche dem Buddhismus eigen sind. Alles in lebhaften, aber durchaus nicht schreienden Farben. Die anstoßenden Priesterbehäufungen sind in ihrem Äußern gleich behandelt, jedoch etwas einfacher und einseitiger.

Wie leicht erklärlich, wurde bei der Innenausstattung der heiligen Räume alles aufgegeben, was die praktischen Erbauer an Kostbarkeiten nur beschaffen und die Künstler nur erfinden konnten. Jeder Raum in besonderer Farbe hinsichtlich der Wand- und Deckenbemalung sowie der unvergleichlich vornehmen Brotatvorhänge, welche in einzelnen Tempeln ganze Wände bedecken. Dazu die Unmenge von Kultusgegenständen, wie Opfergeschalen, Räucherbecken und Leuchter. Leider wurde nach dem Sturze des Shogunats vieles, was dem wieder zur Staatsreligion erhobenen Schintoisismus widersprach, entfernt, sonst aber alles belassen.

Die Gesamtanlage schließt das Grab des großen Shogun. 240 Stufen führen aus dem letzten Tempelhof nach einer einfachen offenen Halle. Ein Bronzegerüst umschließt eine turmartige Urne mit den irdischen Resten Iwajasu. Zwei große Bronzelöwen bewachen den Eingang, während ein Kranich gleichen Metalls von der Größe eines Straußes, auf einer Schildkröte stehend, mit seinem Schnabel eine als Leuchter dienende Lotosblume hält.

Räucherpfannen mit Nachbildungen von Blättern und Blumen des heiligen Lotos stehen neben dem Grab. Eine goldene Inschrift, nicht in Japanisch, sondern geheimnisvoll in Sanskrit, verkündet die Heiligkeit des Ortes.

Seitwärts der Tempelstadt des Iwajasu liegen in der Nähe die seinem Enkel Iwamitsu geweihten Heiligtümer. Diese sind in den Händen der Buddhisten geblieben und zeigen all das Beiwerk, mit welchem ihre Kultusgebäude ausgestattet sind. Es sind Ehrfurcht erweckende Stätten mit einer Anzahl von Kostbarkeiten. Aber es ist des Guten zu viel und nach der unendlichen Fülle des Gehauten fassen die ermüdeten Sinne es nicht mehr

Vom Tigerhandel.

Wenn ein Tiger in Gefangenschaft geraten ist und von einem Tierhändler, etwa von Hassan ben Said in Singapur, feilgeboten wird, dann pflegt es ihm ungefähr so zu ergehen, wie der Zürcher Rudolf Baumann in seinem (bei Orell Füssli in Zürich erschienenen) Buche „Der Tropen-Spiegel“ zu erzählen weiß: „Draußen in einem engen Hof, der auf eine Nebenstraße führte, sollte ein großer, ausgewachsener Tiger von seinen Käufern in Empfang genommen werden. Einen etwas wackligen Käfig mußte er mit einem wackligere vertauschen und wollte nicht. Die Käufer, zwei lange, braune Bengalesen, mit fürchterlichen, hinter die Ohren gebundenen Bärten versuchten es möglichst billig mit Wasser. Der Tiger hatte schon längere Zeit kein Wasser mehr bekommen; jetzt wurde solches mit viel Geräusch in den neuen, verdunkelten Käfig geschüttet. Aber der Tiger blieb, wo er war. Slangen und Stößen nützten nichts, der Tiger blieb, und Hassan ben Said lächelte behaglich. Transport und Überführung gingen auf Rechnung der Bengalesen. Sie versuchten es mit übermenschlichem Schimpfen, starken Beschwörungen, kriechender Freundlichkeit, lodenden Versprechungen, sie boten sich süßenhafterweise selbst als Speise an, aber vergebens, der Tiger blieb furchtbar auf seinem Fleck, und Hassan ben Said lächelte behaglich. Endlich erinnerten sich die Bengalesen, daß auch hier Time Money ist, wenn auch nicht viel Money. Einer von ihnen holte unter Seufzen aus dem letzten Knoten eines unendlich langen Kopfstuches ein Zehncentstück hervor, das er für seine alten Tage dort versteckt hatte, und begab sich auf langen, mageren Beinen über einen abblühenden Sonnenfleck nach dem nächsten Chinesenladen, um eine Handvoll Feuerfrösche zu kaufen. Da, wo der Tiger seine Schnauze eingeklemmt hatte, wurden sie angesündet und flogen unter viel Gestank und Lärm in die Luft. Der Tiger stieß gräßliche Sammerlöhne aus, machte sich so klein als möglich und froh, ein Bild der Angst, in sein neues, enges Haus. Hassan ben Said hielt seine gelbe Wote hoch und erhielt, freundlich lächelnd, eine Kette schöner, blanker Taler. Kredit gewährte er in diesem Falle keinen. Mit der einen Hand den Tiger und mit der anderen die Taler, anders nicht. — „Es sind Mediziner, reisende Ärzte“, erklärte er uns. „Sie spannen einen kleinen, tauben Esel vor den Tigerwagen und fahren damit in den Chinesenvierteln herum, erst hier und dann in anderen Städten, wenn der Tiger so lange hält. Dabei verkaufen sie Pulver und Salben. Die Chinesen sind toll auf Tigermittel. Das Mark aus den Schenkelknochen heißt alles. Pulver von verbrannten Schnurrbartshaaren bringt den ältesten Männern Lebensfreuden. Wenn sie neben den falschen Salben einen wirklichen echten Tiger sehen, so kaufen sie viel leichter von den Mitteln. Allah allein weiß, aus was sie gemacht sind. Aber ich glaube, der Tiger hält nicht lange. Es sind sehr sparsame Leute, diese Bengalesen. Sie haben das Tier billiger bekommen, weil es eine Wunde am Fuße hat, eine böse Wunde, und sie geben ihm nur tote Raben zu fressen oder Dahendärme, wenn sie nichts dafür bezahlen müssen. Er hält sicher nicht lange.“ — Dabei legte er in sein Gesicht einen feinen, distreten Zug von Schlaubeit, einer malayischen, bescheidenen Schlaubeit. — „Man verdient nicht viel an Tigern. Sie halten sich gut auf Lager, aber sie fressen so viel, und wenn nicht hier und da billige Affen abgingen, die zu verfüttern sind, so wäre kein Auskommen, und die starken Käfige sind auch nicht umsonst. Es sind mir schon Tiger ausgebrochen, aber bis auf einen habe ich alle wieder gefangen mit langen, eisernen Gabeln. Und der eine hat sich noch recht gut bezahlt. Ein schönes Tier vom Festland, war erst einen Tag da und am nächsten Morgen verschwunden. Ein kleiner Chinesenjunge wollte ihn auf der Straße gegen den Hafen zu gesehen haben. Wir suchten ihn überall, dachten, er verberge sich in den Gärten. Sie sind ganz zerfahren und sinnlos in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft. Wir konnten das Tier nicht finden. Allah, dachte ich, will es so, ich muß den Verlust tragen — ein prächtiger Tiger, ich hätte ihn an Hagenbed verkaufen können — ein Amerikaner hat ihn geschossen. Im Hotel am Strand sollte am Morgen ein chinesischer Boy den Billardsaal auskehren. Da sah er meinen Tiger unter dem Billard liegen, ganz ruhig und ängstlich. Der Boy ließ alles fallen, lief weg und schrie, seines Großvaters Seele liege im Leib eines Tigers unter dem Billard, niemand sollte ihm etwas zuleide tun. Erst haben sie mit Ferngläsern nach, es war wirklich ein Tiger, und der Amerikaner schoß ihn tot. Er wollte das Fell behalten, und ich verkaufte es ihm. Ein feiner Herr, der durchreisende Amerikaner, er bezahlte gut und ohne zu handeln. Schade — ich möchte noch öfter Tiger auf diese Weise verkaufen, aber die Polizei machte schon das erstemal ein großes Geschrei.“

Hygiene und Heilkunde

Scharlach und Dochezserum. Hinsichtlich der Ursache des jedem bekannten Scharlachs wurde schon seit längerer Zeit behauptet, daß die bei der hier charakteristischen Mandelentzündung zu findenden Bakterien, Streptokokken, fettentartig angeindegereichte Bakterienformen, die wahre Ursache seien; die Ausscheidungen dieser Mandelbakterien brächten die Krankheitsercheinungen hervor (Fieber und die bekannten Hautausschläge). Von anderen wurde das bestritten, die Keimstoffe hätten mit dem Scharlach direkt nichts zu tun, sie seien nur eine Folgeerscheinung des durch einen noch unbekannten Erreger verursachten Scharlachs. In jüngster Zeit wurde das Scharlachproblem besonders von amerikanischen Gelehrten studiert (Dochez, Diet). Nach deren Untersuchungen dürften in der Tat die Streptokokken die Erreger der Krankheit sein, wie Nachprüfungen deutscher Forscher (Friedemann, Deicher) ergaben. Reinkulturen dieser Mandelfettentkokken riefen, auf die Mandeln gesunder Studenten, die sich zu diesen Versuchen zur Verfügung stellten, gedinelt, die charakteristischen Erscheinungen des Scharlachs hervor. Ebenso stellte sich der bei Scharlach so charakteristische Hautausschlag ein, wenn die von den Streptokokken erzeugten Gifte in das Blut des Menschen eingespritzt wurde. Von weittragender Bedeutung ist, daß auf Grund dieser Erkenntnisse ein Scharlachserum hergestellt wurde, das die Gegengifte gegen die von den Scharlachfettentkokken erzeugten Gifte enthält, das Dochezserum, nach dem New Yorker Forscher benannt. Man hatte zwar schon ein Serum gegen Scharlach, doch war dessen Wirkung schwankend, auch war es nicht leicht zu beschaffen, denn es wurde aus dem Blute solchen vom Scharlach Genesener gewonnen (im Blute der Menschen, die Scharlach überwunden haben, müssen Gegengifte vorhanden sein, da nach Überstehen der Krankheit der Körper zumeist für immer gegen Scharlach geschützt ist). Das Dochezserum dagegen ist leicht zu beschaffen und von hervorragender Wirkung. Es wird aus dem Blute von Pferden gewonnen, denen Menschenmandelkokken unter die Haut eingespritzt werden. Bei schweren Scharlach-erkrankungen wurden Einspritzungen mit Dochezserum gemacht mit dem Erfolg, daß nach 12 Stunden Fieber und Hautausschlag verschwunden waren (Friedemann). Hoffentlich sind dank dieser langjährigen mühevollen Forschungen der Bakteriologen die Gefahren des Scharlachs beseitigt. Weitere Versuche werden bald volle Klarheit schaffen.

Dr. A. Krause.

Ein neues Serum gegen Starrkrampf. Zwei französische Gelehrte, Ramon und Zoeller, haben nach einem Bericht, den sie dem Pasteur-Institut erstatteten, ein Mittel gegen Tetanus entdeckt, das vielen Tausenden von Kindern in Afrika und anderwärts das Leben retten wird. In Ländern, wo die Hygiene noch nicht sehr entwickelt ist und wo große Rindviehmengen gehalten werden, besteht eine sehr große Säuglingssterblichkeit, die durch den Tetanus-Bazillus hervorgerufen wird, der das Blut bei einer unhygienischen Behandlung im Augenblick der Geburt infiziert. Sehr viele Todesfälle, die Krämpfen zugeschrieben werden, sind in Wirklichkeit durch Tetanus verursacht. Das neue Serum gegen den Starrkrampf wird der erwartenden Mutter eine kurze Zeit vor der Geburt eingespritzt und macht das Kind im Augenblick der Geburt und für die ersten zwei Monate seines Lebens immun. In dieser Zeit sind aber die Gefahren des Starrkrampfes am größten.

Tränen als Heilmittel. Die Tränen, die von den Tränenrüsen des Auges ausgeschieden werden, bestehen ihrer chemischen Zusammensetzung nach lediglich aus Wasser, dem 1 Prozent Kochsalz sowie Phosphate beigemischt sind. Nach einem Bericht des dänischen Arztes Vinbal hat sich im Verlauf von Untersuchungen gezeigt, daß die Tränen jedoch auch ein Gift enthalten, das zwar für den Menschen völlig unschädlich ist, auf gewisse krankheitsregende Bakterien indes seine tödliche Wirkung ausübt. Es gibt eine Anzahl von Geschwüren, als deren Erreger Bakterien betrachtet werden müssen. Gelangt nun auf solche Geschwüre die Tränenflüssigkeit, so werden dadurch die Bakterien vernichtet. Vorausschickung zum Gelingen solcher Versuche ist allerdings, daß die Tränen unmittelbar aus den Augen fließen, d. h. sie müssen noch dieselbe Temperatur haben wie das Blut. Versucht man eine Heilbehandlung mit künstlich aufbewahrten Tränen, so bleibt jede Wirkung aus. Auch Tränenflüssigkeit, die man künstlich auf die Bluttemperatur erwärmt, zeigt keine Wirkung mehr.